

Dortmunder Tageblatt

Erstein täglich
mit Ausnahme der Sonn- und gefeierten Feiertage.
Abonnementpreis
bei 100 Hekt., mit der täglichen Unterhaltungsbeilage
und dem täglichen „Illustrierten Sonntagsblatt“ 50 Pf.
pro Monat, durch die Post bezogen für 3 Monate 1.50 Mk.
Retationsdruck und Verlag, sowie für die Inserate
verantwortlich: Bittor Schöner, Dortmund.

verbunden mit dem
Lokal-Anzeiger für Dortmund u. Sörde
und der täglichen Unterhaltungsbeilage sowie der „Illustrierten Sonntagsbeilage“.

Inserate
die 8 gepaltene Kolonelle oder deren Raum 25 Pf.
Reklamen
die 4 gepaltene Bettelle oder deren Raum 60 Pf.
Beilagen nach Uebereinkunft.
Belangungswertiger Beilagen der „Illustrierten Sonntagsbeilage“ durch
Klage oder Kontroversverfahren wird der Rabatt einseitig.
Für Aufnahme von Inseraten an feststimmten vorgeschriebenen
Tagen übernehmen wir keine Garantie.
Für die Redaktion verantwortlich:
Rag Sonnemann, Dortmund.

Expedition: Dortmund, Bringenstraße 9-11. — Fernsprech-Anschluß Nr. 3299.

Dortmund, Dienstag, den 15. Februar 1910.

27. Jahrg.

Nr. 38.

Erstes Blatt.

Bethmann Hollwegs Weisheiten.

Wir lesen im „Münchener Anzeiger“:
„Man hat also der Philosophie, der im Reich und in
Preußen an der Spitze der Regierung steht, in seiner
Rede zur Einleitung der Wahlrechtsberatung des
preussischen Landtags sein politisches System vorge-
tragen. Die Hörer trampeln Beifall oder geben ge-
hend ihre Mißstimmung kund, je nach ihrer Partei-
stellung. Seine schärfsten Gegner bereiten dem Red-
ner, wie er das Wort ergreift, von vornherein einen
feindseligen Empfang, der einen Ausdruck be-
rechtigter Unmuth darstellt. Und diese abnehmende
Grundstimmung gegen Bethmann Hollwegs Bestan-
dsstimmung erweist sich auch bei ruhiger und unbe-
fangener Nachprüfung als durchaus berechtigt: dieser
Staatsphilosoph verkündet Freirecht!“

Er stellt die Dinge auf den Kopf, wenn er die Re-
gierung als Selbstzweck aufstellt, die sich um die Kr-
ist und um die Strömungen der Öffentlichkeit nicht
kummern darf. Die Bestandsstimmung Bethmann Holl-
wegs ist völlig verkehrt. Man muß schon ein An-
wäger eines Gottesgnadentums in erweiterter Form
sein, um seinem Gedankengang Glauben zu schen-
ken. Dann könnte man sagen: Gott setze den Kö-
nig in die Welt, dieser erschuf die Regierung und die
Regierung erschuf dann Untertanen, die nun mit
Pflicht und Wohlthat von Regierungswegen überhäuft
werden. Das Volk aber hat in seinen breiten Massen
überhaupt nichts mehr zu wünschen. Es lebt in der
besten vorbestimmten Welt, nämlich im Lande der
unberührten Verwaltung, dem mit Freiheit, Ge-
rechtigkeit, Wohlfahrt und Kultur gesegneten Preu-
ßen.

Preußen, das Ideal unter den deutschen und mit-
teleuropäischen Staaten! Dieser, daß er in solcher
Selbstzufriedenheit, in einem derartigen unerschütter-
lichen Glückseligkeitswahn schwelgte, hätte der Staatsmann
weiter schweigen sollen, dann wäre ihm vielleicht
der Aufgebot, ein Philosoph zu sein. Denn
die öffentliche Meinung stimmt ihm jetzt in keinem
Zeil seiner optimistischen Lehren zu. Er scheint sie
als so gering zu achten, wie jene seltsame Landgerichts-
direktor Brandewetter, der erklärte, sie existiere gar
nicht. Er spricht spöttisch von der Suggestionkraft
im Zeitalter der Zeitungen. Sei es drum. Denn
auch die offenkundigen, unüberwindlichen Tatsachen wi-
dersprechen jedem einzelnen Lehrsatze Bethmann Holl-
wegs. Vor allem der Grundanschauung. Das Volk
ist nicht dazu da, der Regierung zu dienen, sondern
die Regierung soll dem Volk dienen. Die Regierung ist
nichts mehr und nichts weiter als ein Ausführender, den
der Staat sich schafft, damit er den Volkswillen
verwirklicht, im Auftrage und zum Wohle des Gan-
zen.

zen. Das ist der moderne Staatsbegriff, und er ist
keineswegs eine neuzeitliche bloße Mode, sondern der
uralte demokratische Gedanke. Die Nachhader mögen
sich zeitweise gegen ihn sträuben, er erweist sich zu-
letzt stärker als sie. Er führt sich auf die wahre
Natur der Dinge, und deshalb erzwingt er un-
vermeidlich die notwendigen Umgestaltungen. Staats-
männer von rückwärtiger Gesinnung mögen ihn zeit-
weise aufhalten, sie können den Fortschritt nicht
aus der Welt schaffen. So läßt sich auch die Re-
form des preussischen Wahlrechts vielleicht beschleunigen,
aber nicht unterdrücken. Sie kommt! und zwar eine
aufsichtliche, wirkliche Verbesserung, nicht nur eine
Scheinreform in Bethmann Hollwegs Aufmachung.

Die inoffizielle Volksforderung wird der sei-
tende Geist der Regierung damit abspießen, da er
die leidlichen Zustände der preussischen Finanzen be-
kennt. Ja, wer verlangt denn, daß Preußens Finanz-
gebarung ungünstiger wird? Laufen wir gegen die
Einkommensteuer Sturm? Sie könnte besser sein, aber
ihre Zeitgedanke ist richtig. Bekämpfen wir etwa den
Staatsbankrott? Er wird unterliegen ihm; wir
nehmen seine wegen viele Mängel in Kauf, die ihm
bei seiner Verwirklichung anhaften. Schwärmen wir
für die indirekten Reichsteuern? Wer sind denn die
Ursachen der gar künftigen Reichsfinanzreform? Doch
nicht die freihändlerischen Parteien, sondern die reaktio-
nären. Und wenn Bethmann Hollwegs die Selbst-
verwaltung der preussischen Gemeinden rühmt und
an die Verdienste der Gesetzgebung Steins und Har-
denbergs erinnert, so vergißt er, wieviel seine die
preussische Regierungsmaschinerie in den Gärten der
Selbstverwaltung geworfen hat. Die Kulturleistungen
in Preußen sind nicht wegen, sondern sie sind
trotz reaktionärer Richtung zustande gekommen. In
Rechtschaffenheit und in der Polizei blüht die preussische
Verordnung allerwegen so üppig wie möglich. Das
kann man wohl mit schönen, großen Worten be-
schreiben, aber die Zahlen liefern das häßliche Gegen-
beispiel maßgebend. Wie sollte es auch anders sein,
da Bethmann Hollweg wieder offen erklärt, der „Zack“
müsse bei den Beamten den „Dienern der Regierung“,
die freie Ueberzeugung einschränken. Deshalb soll
ja durch die Wahlrechtsreform der Regierung das
Beamtentum zur öffentlichen Stimmabgabe gezwun-
gen und in dem Gewicht seiner Stimme vervielfacht
werden.

Das Volk denkt anders als die Staatsweisheit.
Die Arbeiterklasse und das freie bürgerliche Bürgertum
sagt laut und bestimmt: Preußen bedarf seiner inneren
Erneuerung durch ein ethisches Bekenntnis zur
Rechtsgleichheit und zur neuzeitlichen Entwicklung.
Das will die Wahlrechtsforderung des preussischen
Volks. Sie will nicht mit Philosophie verdrängt
werden, sondern sie will ein befreites staatsbürger-
liches Leben, die Mitbestimmung und Sicherstellung
der öffentlichen Zustände durch alle Volksgenossen,
ohne privilegierte und ererbte Vorrechte einzelner
Klassen. Erst leben, dann philosophieren. Bethmann

Hollweg möchte die natürliche Regel ins Gegenteil
umkehren. Dies Unternehmen muß und wird fehl-
schlagen.

Deutsches Reich.

Mittelstand und geheime Wahl.

Nach Veröffentlichung der preussischen Wahl-
rechtsvorlage hat die „Mittelstandsvereinsung“ für
Handel- und Gewerbe eine Eingabe an das Abgeord-
nethaus gerichtet, die sich natürlich für Einführung
der geheimen Wahl ausspricht und wie folgt lautet:

„Dem hohen Hause der Abgeordneten gelassen
wir uns folgendes zu unterbreiten: Der Entwurf
eines Gesetzes zur Abänderung der Vorschriften über
die Wahlen zum Hause der Abgeordneten hat die seit
vielen Jahren aus den Kreisen des deutschen
Mittelstandes erhobene Forderung auf Be-
seitigung der öffentlichen Wahl nicht erfüllt und damit
den Beteiligten eine schwere Enttäuschung bereitet.
Der Gewerbetreibende ist von einem großen Kun-
denkreis abhängig, der sich aus Anhängern der ver-
schiedensten Parteirichtungen zusammenschließen pflegt.
Trotz der öffentlichen Stellungnahme zu einer Partei
wird er leicht bei den Anhängern einer anderen Rich-
tung anstößt und besonders in den Zeiten politischer
Erregung seine Existenz gefährdet. Die Beibehal-
tung der öffentlichen Wahl wird deshalb nicht
die Stärkung des politischen Verantwortlichkeits-
gefühls und seine steigende staatsbürgerliche Erziehung,
sondern wahrscheinlich in vielen Fällen eine Abkehr
von aller politischer Betätigung, wenn nicht gar einen
Zwang zu politischer Heuchelei zur Folge haben. Zur
Unterstützung unseres Antrages erlauben wir uns,
auf die Vorgänge bei den letzten Landtagswahlen
in Berlin hinzuweisen, bei denen die Gewerbetrei-
benden in ganz unglücklicher Weise terrorisiert wor-
den sind. Solche Vorgänge sind bisher in den meisten
Bundesstaaten, in denen das geheime Wahlrecht be-
reits eingeführt ist, nicht zu verzeichnen gewesen.
Wenn demnach die öffentliche Wahl erwidert wer-
den die Hineintragung persönlicher Geschäftigkeit in
den Wahlkampf zur Folge hat, so kann ihre Be-
beibehaltung als Mittel für die Selbstzerstörung des
Volks zur Staatsgefährdung und zu politischem Ver-
fall nicht mehr in Anspruch genommen werden.
Da für den gewerblichen Mittelstand die gehe-
me Wahl eine wirtschaftliche Frage von erster Be-
deutung ist, bitten wir das hohe Haus, mit allem
Nachdruck für die Befestigung der öffentlichen Wahl
eintreten zu wollen.“

Das Herzogtum Meiningen

erlaubt sich einen Namen dadurch, daß es mit radika-
len Neuerungen im Staatsleben vorgeht. Es hat als
erster der deutschen Bundesstaaten die vollständige Tren-
nung des Unterrichtswezens von der Kirche durchgeführt.
Seht, scheint man dort auch ernstlich daran zu gehen.

das Einkommen des Landesherren die Steuerpflicht zu
unterwerfen. Sämtliche bürgerlichen Parteien des Land-
tages haben an den Herzog von Meiningen eine Ein-
gabe gerichtet, aus eigener Entschliebung in die Unter-
stellung des Domänenfiskus unter die Bestimmungen
des Einkommensteuergesetzes zu willigen. Aktuell ist diese
Frage in Meiningen durch die Einbringung eines neuen
Einkommensteuergesetzes geworden, das die geringeren
Einkommen durch Erhöhung der oberen Steuerstufe ent-
lasten will. Dadurch wird der Ertrag der Einkommen-
steuer herabgemindert, und die Besteuerung des herzog-
lichen Domänenfiskus soll dazu dienen, diesen Aus-
fall zum Teil auszugleichen.

Der Mordversuch eines Fürsorgege- bürgers.

S. u. H. Haugen, 13. Februar
Unter der klaren Anklage des versuchten Mordes
hatte sich vor dem Jugendgericht des Landgerichts Pader-
born der noch nicht 17 Jahre alte Dienstknecht Karl Bietz
zu verantworten. Der Angeklagte legte in der Verhand-
lung ein sehr kurz gefaßtes, Bietz hatte beim Wädel
für Nachschauen 4 Mk. Schulden gemacht und sollte diese
bezahlen. Da er selbst kein Geld hatte, stahl er sei-
nem Arbeitskollegen Siebert aus dem Heberzieher den
Betrag von 5,50 Mark. Als der Bestohlene den Dieb-
stahl entdeckte, erklärte er, er werde Anzeige machen
und die Polizei werde den Täter schon finden. Aus
Anlaß vor Entdeckung will Bietz den Plan gefaßt
haben, den Siebert zu ermorden. Zwei Tage vor
Weihnachten begab er sich frühmorgens in den Stall
und fütterte die Pferde. Während dieser Zeit über-
legte er sich den Mordplan. Er dachte, daß in der
Kammer Sieberts hinter dem Ofen eine große eiserne
Rohrhaushalt lag. Der Angeklagte erzählte dann ganz
teilnahmslos weiter, wie er sich in die Kammer des
Sieberts geschlichen habe. Es sei noch ganz dunkel ge-
wesen, aber der Mond habe durch das Fenster ge-
scheit, jedoch das Gesicht des Schlafenden se-
hen konnte. Er habe Siebert ungefähr 5 Minuten be-
obachtet und lange mit der Ausführung der Tat ge-
zögert. Schließlich habe Siebert eine Bewegung gemacht;
er habe gefürchtet, daß er aufwachen könnte und habe
daher die Schaufel hervorgeholt und damit zweimal
auf Siebert losgeschlagen. Der Überfallene hat eine
äußerst schwere Verletzung davongetragen und ist von
dem Angeklagten, von dessen Tatkraft man noch nichts
wusste, selbst ins Krankenhaus gefahren worden. Er
wird zeitweilig ein sicherer Mann bleiben. Sein Gehör ist
dauernd verloren, beim Gehen schwankt er hin und
her, auch die Gefühlsfunktionen haben gelitten. Ein
Sachverständiger befandete, daß er vollständig erwerbs-
unfähig geworden ist und wahrscheinlich in einer An-
stalt sein Leben wird beschließen müssen. Verschiedene
Leumundsbüchsen behaupteten, daß Bietz ein fleißiger
Mensch, aber stets mürrisch und verschlossen gewesen
sei. Es ist wahrscheinlich, daß der Angeklagte durch
die Lektüre von Schandromanen zu der Tat veranlaßt
worden ist, denn ein Arbeitskollege sagte aus, Bietz
habe oft in solchen Büchern gelesen. Der Gerichtshof er-
kannte auf die höchstzulässige Strafe und verurteilte
den Angeklagten infolgedessen wegen Diebstahls zu
7 Jahren und 7 Monaten Gefängnis.

Auf der Brauttschau.

Samoritzscher Roman von Felix Brenta.

Herr Feuer erstarrte über die Worte Theas so, wie
er vor Herrn Raupach oder Herrn Direktor Zäger nie-
mals erstarrt wäre, und war nahe daran, all seine Un-
beherrschtheit und Winterfeindt einzubringen. Da bemerkt
der verständige und sachliche Ton, den Fräulein Thea
jetzt anstimmte, sein erregtes Blut wieder, und aufmerk-
sam hörte er ihr zu, indem seine Blicke nach langen
Sprechpausen endlich auf sie fanden, etwas Günstigeren zu lauten.
„Sie haben ja an unserem Karl wahre Wunder ge-
macht“, sagte sie. „Sein Klassenlehrer hat immer über
den armen Jungen geschloffen und ihn fast jeden Tag
belehrt wegen seiner ungenügenden Leistungen im La-
teinischen. Er hat geradezu Schimpfwörter gebraucht und
ihn einen dummen, faulen Bengel genannt.“

„Das ist er auch“, dachte Heinrich, sprach es aber nicht
aus, weil es unschicklich gewesen wäre, mit einem
von Väterberatern überfüllten Munde zu reden.

„Mama war empört“, fuhr Fräulein Thea fort. „Sie
hat seinem Lehrer die teuersten Privatstunden angebo-
ten. Aber vergeblich. Er sagte, er hätte keine Lust, sich
mit dem Bengel herumzudrehen, und hat uns an Sie
gewiesen. Sie hätten dazu mehr Talent und wären auch
klüger. Seit Sie ihm Nachhilfe geben, stellt es sich nun
heraus, daß Karl im Lateinischen recht begabt ist. Wie
jüngst es, daß Ihr Herr Kollege, der doch zwei Klassen
höher unterrichtet, diese Begabung nicht erkannt hat, wäh-
rend Sie sie sofort ausgefunden haben?“

Es ist eine verzeihliche Schwäche schöner Mädchen
zu gern in der Begabung ihrer Brüder zu sonnen.
Daher freute sich Thea, ihren Bruder nicht mehr dum-
m schelten zu hören, darum war sie begierig, jetzt von
ihrem Vaters Lippen zur Abwechslung einmal nicht ihr
eigenes Lob, sondern das ihres Bruders zu vernahmen
und sie wandte ihr liebreizendes Lächeln erwartungs-
voll ihrem beglückten launenden Nachbar zu.

Aber der war zwar ihrem Liebreiz längst in willen-
loser Verblendung unterlegen, Karls freches Gemüt je-
doch und der Blick seiner nicht immer gewaschenen
Hände hatten bisher noch nicht den möglichen Sauber-

auf ihn ausgeübt. So schluckte er denn ruhig den letz-
ten Rest des zarten, bräunlichen Brustfilds hinunter
und sagte gleichmütig: „Ja, mein liebes, gnädiges Fräulein,
ich muß eigentlich der Ansicht meines Kollegen
durchaus beistimmen. Ihr Bruder ist wirklich außeror-
entlich unbeherrsch. Nun tut es mir leid, daß er sich trotz
seiner Unfähigkeit und Unlust all den klassischen Kram
in den Kopf quälen soll. Weil er mir so von Herzen leid
tut, gebe ich mir natürlich besondere Mühe, ihm das
verhaßte Lernen leichter zu machen. Das hilft der Junge,
ist mir dankbar und gibt sich deshalb jetzt wirklich mehr
Mühe, als früher. Das ist das ganze Geheimnis.“

Thea war etwas enttäuscht, aber wenn sie den guten
blonden Menschen neben ihr in die großen, ehrlichen
Augen sah, dann war es ihr unmöglich, ihm böse zu
sein, und sie erwiderte: „Rufen Sie das nur Mama
nicht hören. Mama ist natürlich ganz entzückt von ihrem
Jungen, und weil Karl so sehr von Ihnen schwärmt,
so bildet sie sich ein, Sie haben auch selbst den Jungen
so gern.“

„Das habe ich auch! Ich habe alle Jungen gern!“
„Ich weiß wohl, Herr Kandidat. Karl stellt Ihre
Gebuld gewiß auf harte Proben. Er ist manchmal noch
etwas ungezogen!“

„Sehr ungezogen ist er. Freilich! Oder vielmehr ver-
zogen. Sie scheinen dem Schlingel zu viel nachzusehen
und haben ihn nämlich vernommen. Na, ich treibe ihm
diese verkehrte Erziehung schon wieder aus. Ich habe
auch die ungezogenen Jungen sehr gern. An denen gibt
es umsonst zu arbeiten. Und dann tut mir der arme
Karl auch leid, daß seine Eltern ihn nicht vernünftiger
behandelt haben.“

Es soll für eine Dame ein Hochgenuss sein, einen gro-
ßen, starken Mann vor ihren Augen in die lächerliche und
rühmliche Verlegenheit kommen zu sehen.

Fräulein Thea lächelte daher ganz leise über Herrn
Feuers eifrige Erklärung und war gerade im Begriff,
ihn plötzlich zum Bewußtsein der Beleidigungen zu brin-
gen, die er gegen mit seiner abfälligen Kritik ihrer
Erziehungsmethode den Eltern Raupach so rührend
harmlos zugefügt hatte.

„Sie hatten meine Eltern wohl noch für dummer,
als den Bruder?“ begann sie eben, da wurde sie von

dem gegenüberstehenden Fräulein Melchor, einer alten
Freundin des Hauses, unterbrochen.

Wenn die Dichter früherer Jahrhunderte vielleicht ein-
mal von Fräulein Melchor Kirchentüppchen geredet hät-
ten, so hätte ein wahrheitsliebender Poet der Gegenwart
ihren Mund passend eine Föhne oder eine Wadpflume
nennen können. Ja, wenn sie ihn zur Vereinerung süßer
Redensarten verwendete, machte er ganz deutlich den
Eindruck eines gedörrten Kusses.

Jetzt entschloß sich ihren liebenswürdig gekrümelten
Lippen zunächst einige Senfer, die sich dann zu lieblichen
Worten veredelt und an Thea gerichtet waren: „Ich
habe eben, daß Sie von Ihrem lieben Väterchen
sprechen, mein liebes Fräulein. Schade, daß der nette junge
Herr so weit von uns entfernt ist. Ein so goldiger,
wohlgerogener Knabe muß doch Eltern, Geschwistern und
Lehrern viele Freude machen. Ich werde entzückt sein,
den kleinen Herrn dann nach Tisch näher kennen zu
lernen.“

In diesem Augenblicke traf, von dem Plaze des wohl-
erzogenen Knaben her, ein wohlgerundetes und gehäut-
tes Brotstückchen in flachem Aufschlagswinkel ihren Na-
senrücken, durchbohrte ihn aber nicht, sondern prang, den
Gesegen der Ballistik getreu in einem erneuten Wogen
dadon, und kein menschliches Auge würde das Geschöpf
jemals wieder erblickt haben, wenn der Herr Regierungs-
rat nicht vor dem Trinken sehr genau in sein Glas hin-
eingeschaut hätte.

Er begnügte sich aber nicht mit der Entdeckung des
in seinem Weine schwimmenden Wurstkörpers, sondern
nahm eine gründliche Untersuchung vor und stellte fest,
daß die Regel trotz ihrer Reinheit einem gefüllten Mann-
schen vergleichbar war. Denn sie enthielt eine tote Fliege.

Herr Raupach war über die Verklindigung dieser
Entdeckung gar nicht erfreut und rief: „Karl, Du ver-
läßt sofort das Zimmer.“

Frau Raupach wünschte diesen Befehl jedoch mit einigen
Blicken wieder aus, noch ehe Karl überhaupt die Frage
erwogen hatte, ob er gehorchen mußte oder trohen dürfe.
„Über Ostern“, sagte die Mutter, „das Kind weiß
doch gar nicht, was es tut. Du nimmst unseren Gästen
nur die Gemütslichkeit, wenn Du so viel Aufhebens von
der Sache machst. Der Regierungsrat bekommt ein an-

deres Glas und wird den lustigen Zwischenfall gewiß
vergehen. Margarete hätte freilich fortgelaufen adt ge-
ben sollen und das arme Kind nicht unbeschäftigt sel-
nem Unfug überlassen dürfen.“

Margarete erstarrte. In den wenigen Augenblicken,
während deren sie sich mit ihrem Teller beschäftigt war,
es dem kleinen Bruder tatsächlich gelungen, ihre Waa-
samkeit zu täuschen, und er hatte die Federkraft eines
silbernen Kompositstifts benutzt, um ein wenig sta-
pulistischer zu betreiben in der Art, wie er die kai-
serlichen Belagerungsgeschütze in Kaisers Wallischen Krieg
geschildert gelesen hatte.

Im entscheidenden Augenblicke hatte Margarete zwar
noch die Hand des Schicksals ergriffen, aber die Tat nicht
mehr verhindern können, sondern den Schuß nur abge-
lenkt.

„So dumm“, bemerkte Karl unwillig. „Ich wollte doch
auf Thea schießen. Nun hast Du mich geschubst, und es
ist daneben gegangen.“

Margarete kniff den Sünder leicht mit geistiger Hand
erfolgreich ins Bein und bewog ihn so zum Schweigen
und augenscheinlichem Vertagen. Denn sobald er sich auf-
merksam von ihr beobachtet wurde, war er fast so brav,
wie unter Herrn Feuers Einfluß.

Thea hatte jedoch die Ausrufung seiner Absicht ver-
nommen und drückte ihr Mißfallen darüber aus: „Es
ist mir wirklich peinlich. Herr Feuer, daß sich meine
Schwester nicht mehr Mühe gibt, den Jungen von sei-
ner Ungezogenheit abzuhalten. Sie ist ja freilich noch so
wenig Dame, daß wir oft gar nicht auf ihr Schweigen ge-
halten werden. Finden Sie nicht auch?“

Heinrich schüttelte sich leiser in seinem Gewissen ge-
brungen, dem angebeteten Fräulein Thea zu widerpro-
chen.

„O“, sagte Heinrich, „ich finde Fräulein Margarete
nicht unwert, ihre Schwester zu sein. Sie ist allerdings
nicht so elegant wie Sie. Bei weitem nicht. Aber sie ist
doch frisch und natürlich.“

„O ja, das ist sie! Und sehr ungezwungen. Ihre hoch-
stes Glück ist es, gar keine Toilette zu machen und mit
einer großen Weinwandtschürze angetan wie eine Magd
im Haus und Küche herumzuwurselnden.“

b
 ge
 ort
 en
 ufe
 ut
 nde
 e,
 mm
 ge.
 bft.
 pril
 r. 4
 ffer
 Et.
 1881

Rose & Co
Dortmund

Dienstag und Mittwoch
Nur solange Vorrat!

Restbestände in Damenwäsche

zu aussergewöhnlich billigen Preisen.

Einzelne Taghemden
Einzelne Nachthemden
Einzelne Beinkleider
Einzelne Untertaillen
Einzelne Nachtjacken

Serie I	Serie II	Serie III	Serie IV	Serie V	Serie VI	Serie VII	Serie VIII
0.75	1.25	1.50	1.90	2.25	2.50	2.90	3.50

ohne Rücksicht auf den bisherigen Preis.

Darunter einzelne Wäschestücke im Werte bis 6.50 Mark.

Ein Posten Steppdecken aus Ia. Sidonia-Resten, regulärer Wert bis 18.00 Mk. Serie I 7.75, Serie II 9.75, Serie III 11.50

OLYMPIA

Heute Dienstag 8 Uhr:
Grosse Abschieds-Vorstellung
der gesamten Vortragskünstler, u. a.: Stanhopes electr.
Rätsel, Perthes Wunderdrehen, Wilhoffs
4-facher Jochen-Hit! Molo-Baby! Gottlieb Reed,
Humorist.

Olympia-Theater
Dortmund.

Mittwoch, den 16. Februar, abends 8 Uhr:
Vollständig neues Elite-Programm
Die bedeutendsten Novitäten der Jetztzeit.

Die Matadore
der Lustgymnastik

Les 5 Alex

die sensationellsten und tollkühnsten
Leistungen an der höchsten Spitze des
Theaters, die

in der ganzen Welt unerreicht dastehen.
Nur 17-tägiges Gastspiel, da die 5 Alex
am 20. März d. J. ihr Gastspiel im
Olympion Neuhof beginnen.

Hermann Strehel The Bradas L. Croisson
brillanter Humorist. urkom. Genies mit liegendem Haken Wiener Sourette

Globe of Life
Wigand Stone. Die Londoner Sensation. Irene Stone.

Globe of Life!
die Londoner Sensation.

Globe of Life
G. Belloms Wunderdrehen, u. a. Kapellen u. a. a. "Pepi" als Ausnahmestücke auf dem Estrad.

Erika-Quintet The Antlans Neue Pradiser.
Gesang- u. Tanz- Doppeltrio. der wunderb. leb. Hitzel-Photograph.

Ein Souper bei Madame Gvette! Mit. Pantomime in 2 Bildern.

Dortmunder Pferdemarkte

finden am 2. und 3. März ds. Jrs. statt. Markt-
seit an beiden Tagen von 8 Uhr Vormittags bis 6 Uhr
Abends.

Nächste Märkte: 3. und 4. August, 27. und 28.
Oktober.

Magistrat.

Damenrad

(Marke Adler bestes deutsches Fabrikat) billig zu verkaufen.
Näh.: Prinzenstrasse 9-11.

Stadttheater

Dienstag, den 15. Februar 1910
B. 38. 7 1/2 - 10 1/4. Opernpr.

Hans Heiling.

Rom. Oper von Marschner.
Mittwoch, den 16. Februar 1910.
C. 35. 7 1/2 - 10. Schauspielpr.

O diese Leutnants
Lustspiel von C. Kraatz.

„Zum Blücher“

77 Münsterstrasse 77.
Mittwoch, den 16. Febr. v.

Familien-Abend
bei freiem Entree.

Musik: Künstler-Kapelle
„Goldklang.“

Mitwirkender: Baritonist
Stedl.

Täglich abends
Künstler-Konzert

Nur einmal jährlich!

Zum

Inventurpreis!

Eine Echter Plüsch
Parlie

Teppiche

prima Qualität,
(keine Axminster)

wundervolle Musterauswahl.

Größe ca. Mk.
130/200 cm 13.25

160/230 cm 19.25

200/300 cm 29.50

250/350 cm 51.50

300/400 cm 83.50

sowie ein großer Posten
Teppiche mit kleinen
Druckfehlern.

Teppich-Haus
Gebr. Engel

Westenhellweg 87.

100 Stck
Delikatess-Kümmelhäse

(Bohnen) für 3.50 franco
60 Stck. Bauernhandkäse,
für 4.00 franco liefert
das Käsereilandhaus von
Herm. Schoning

Am Markt 6. Salzgitter i. G.

Konfirmanden-Anzüge!



Es liegt in der Natur der Sache, daß speziell
bei der Anschaffung des Konfirmanden-Anzuges auf
elegantem guten Stoff, auf feinsten Verarbeitung und
auf tadellosen Sitz besonders geachtet wird.

Ihnen diese Vorzüge zu bieten, und Sie wirk-
lich auf das beste und preiswürdigste zu bedienen,
ist in erster Linie mein Spezialgeschäft in der Lage.

Seien Sie versichert, daß ich Ihnen die größte
Auswahl biete, sowohl in guten schwarzen Qualitä-
ten, als auch in vorzüglichen dunkelblauen Anzügen.

Preise für Konfirmanden-Anzüge:

aus soliden Stoffen in tadelloser Verarbeitung
Mk. 10.-, 12.-, 13.-, 14.-, 15.-, 16.-,

aus ganz vorzüglichen Qualitäten, prima Roßhaar-
verarbeitung
Mk. 16.-, 17.-, 18.-, 20.-, 22.-, 23.-, 24.-,

aus allerbesten Stoffen in der feinsten Verarbeitung
Mk. 24.-, 25.-, 27.-, 30.-, 33.-, bis 48.-,

Auswahl unter einigen Tausenden!



J. Fischer
Ostenhellweg 22-24
Brüderweg 5-7. ::
Dortmund.

Deutschlands größtes Spezialhaus.

Städt. Realgymnasium

zu Dortmund.

Beginn des neuen Schuljahres Mittwoch, d. 13. April
1910, morgens 8 Uhr.

Beginn der Aufnahmeprüfung am Dienstag, den
12. April 1910, morgens 8 Uhr.

Anmeldungen für die beiden unteren Klassen nimmt
der Direktor bis zum 10. März persönlich und schriftlich
für die weiteren Klassen schriftlich, bis zum 8. April,
am 9. und 11. April von 11 1/2 - 1 Uhr persönlich im
Anstaltsgebäude (Zuflutstraße 16) entgegen.

Anmeldefristen sind beim Schuldiener zu haben.
Bei der schriftlichen Prüfung ist das Abgangszeugnis
der zuletzt besuchten Schule vorzulegen.

Dr. Auler,
Realgymnasial-Direktor.

Bekanntmachung

Das Königin Augusta Garde-Grenadier-Regiment
Nr. 4 wird am 3. Mai 1910 sein 50-jähriges Bestehen
feiern.

Alle ehemaligen Angehörigen und Kriegsteilnehmer
des Regiments, die an der Feier teilzunehmen wünschen,
werden gebeten, hieron dem Regiment Kenntnis zu geben,
unter Angabe des Vor- und Zunamen, Stand, Wohnort,
Straße und Hausnummer, Tag des Eintritts in das
Regiment, Kompanienummer, Dienstgrad, Feldzüge,
Sammelnummern durch Kriegervereine pp sind erwünscht.

Aus dem Rheinland werden Sonderzüge zu ermä-
ßigten Preisen von Coblenz und Köln aus zusammenge-
stellt. an die anzuschließen sich empfiehlt.

Die Aufforderungen, enthaltend Programm und Ko-
stenvoranschlag, werden den sich Melgenden später zugehen.

gez. von Dettinger
Oberst und Regiments-Kommandeur.

Schirme

in reicher Auswahl sehr
preiswert.

Reparaturen
und Neuherstellen
billig und exakt.

Dickmann
Wilstr. 21. Fernruf 990.

Frauen!!

Werden sich beim Kaufmann
für Damenmode, 1111, in
Dortmund, an Fr. Jac. W. H. H.
Hamm (Wid.) befanden. 49.
Hine Kontige. Radwege etc.

Bemerkung von den Zeugnisaussagen Kenntnis zu erhalten. In der Verhandlung erklärt Dr. Killy sowohl wie sein Mitangeklagter Großkötter, dass sie beide unschuldig seien. Der als Zeuge vernommene Bauunternehmer hat behauptet aber unter seinem Eide, dass Killy ihm vermögensrechtliche Vorteile versprochen habe, wenn er sich als Verfasser des Briefes und als Augenzeuge der darin behaupteten Tatsachen bekenne. Das Urteil lautete gegen Dr. Killy, wegen Verleitung zum Meineide auf anderthalb Jahre Gefängnis. Dr. Killy brach nach der Urteilsverkündung zusammen, und musste aus dem Saale getragen werden.

Deutscher Reichstag.

Berlin, 14. Februar.

Am Bundesratssitz: Handelsminister Sydow und Landwirtschaftsminister v. Arnim. Vizepräsident Spahn eröffnet die Sitzung um 1,16 Uhr.

Auf der Tagesordnung steht die erste Lesung des Rattegefechtgesetzes.

Handelsminister Sydow: Der Entwurf soll die Produzenten zu einer Gemeinschaft zusammen und enthält Vorschriften, die sie bei Verkauf ihrer Produkte zu beachten haben. Es ist nicht zu bestreiten, dass der Vorgang neu und nicht gerade gewöhnlich ist. Neu und ungewöhnlich sind aber auch die Umstände, die die Veranlassung zu seiner Einbringung gegeben haben. Es ist bekannt, dass die Landwirtschaft sich bisher zu einem privaten freiwilligen Bündnis herausgebildet hat, das in gewissen Beziehungen erneuert wurde, und über das dem preussischen Handelsminister ein gewisser Einfluss zustand. Mit dem zunehmenden Absatz und den günstigen Einnahmen wuchs die Zahl der neuen Werke. Von 1900 bis 1908 stieg ihre Zahl von 15 auf 30, hat sich also verdoppelt, und wird voraussichtlich in wenigen Jahren auf 100 kommen. Dabei ist der Absatz inzwischen geringer geworden. Damit erhöhen sich die Betriebskosten, so dass die Rentabilität herunter geht. Daraus ergab sich, dass die leistungsfähigen Werke sich durch das Syndikat bedroht fühlen und neue ihm nicht beitreten wollten.

Der Vorlage liegen drei Gesichtspunkte zugrunde: 1. die Landwirtschaft muss dem Inlande erhalten bleiben; 2. die Preise im Inlande sollen niedrig sein; 3. die Preise für das Ausland dürfen nicht niedriger sein als bei uns im Inlande. Der Entwurf schlägt deshalb für sämtliche Rattegefechtwerke eine Verkaufsvereinbarung vor. Also ein Rattegefecht wie bisher, aber in einer neuen Fassung, die nicht nur die einzelne Produktion in der Lage ist, durch seinen Eintritt den Preisstand des Syndikats in Frage zu stellen. Der Gedanke, die Produktion einzuschränken auf die Werke, die zu einer bestimmten früheren Zeit bereits bestanden, scheiterte an dem Einspruch der Interessenten. Durch die Vorlage wird die Macht der großen Werke eingekerkert, andererseits sind aber auch die schwachen Werke nicht mehr so wie bisher in der Lage, eine Preispolitik zur Erlangung größerer Quoten auszuüben. Was die Lieferungsverträge mit dem Ausland anlangt, so muss die Rattegefechtsgesellschaft sie zwei Jahre lang erfüllen. Darüber hinaus bedürfen die Lieferungen der Genehmigung der Gemeinschaft; eventuell wird Ausgleich geschaffen durch Abgaben an die Gemeinschaft. Die Rattegefechtsgesellschaft ist im großen und ganzen mit dem hier eingeschlagenen Wege einverstanden, der auf 20 Jahre Geltung haben soll. An dieser Frist bitte ich nicht zu rütteln. Kommt das Gesetz nicht zustande, entsteht ungeheurer Schaden für die deutsche Volkswirtschaft, und namentlich auch für die Landwirtschaft.

Abg. Heim (Zentr.) wies auf das völlig Neue der Vorlage hin: ein Privatsyndikat mit Staatshilfe — und äußerte verschiedene Bedenken.

Abg. v. Camp (Sp.) gab zu bedenken, ob das vorgeschlagene Mittel, das zu einer Sanierung führen soll, nicht vielmehr zu einem Zusammenbruch der Landwirtschaft führen wird.

Abg. Gotthein (freil. Vg.) übte scharfe Kritik an der Vorlage, die weder im Interesse der Landwirtschaft noch der Industrie liegt. Ueber die Ursachen, die zur Ueberproduktion in Folge geführt haben, schweige der Minister sich völlig aus, der überhaupt wohl wenig von der ganzen Sache versteht. Es sei ja gar nichts Seltenes, dass oftmals Herren Redner übernehmen müßten, von denen es auch nicht die geringste Ahnung hätte! Der Redner empfahl als Heilmittel freien Wettbewerb.

Minister Sydow wies die Einwände des Redners gegen die Vorlage zurück und stellte fest, dass Abg. Gotthein ihm von dem verstorbenen früheren Handelsminister Reichel vertraulich gemachte Mitteilungen gegen die Regierung von der Tribüne des Hauses ausgenutzt habe. Gegen einen Ausbruch äußerte der Minister Bedenken.

Nach weiterer Debatte wurde die Sitzung vertagt. Dienstag 1 Uhr: Fortsetzung der Beratung, Rattegefechtsgesetz und Seimarbeitergesetz.

Preussisches Abgeordnetenhaus.

Berlin, 14. Februar.

Am Ministertisch: Minister des Innern v. Moltke. Auf der Tagesordnung steht zunächst die nationalliberale Interpellation:

Es ist der Regierung bekannt, dass in der Provinz Posen gegen Beamte wegen Entzuges der nationalliberalen Partei amtliche Maßnahmen ergriffen wurden, und billigt sie diese?

Abg. Friedberg (nat.-lib.) begründet die Anfrage und fügt dabei aus: Als bei der Erziehung ein nationalliberaler Kandidat aufgestellt wurde, wurde vom Regierungspräsidenten in Bromberg dem Kreisinspektor in Kolmar unterstellt, für den nationalliberalen Kandidaten einzutreten, weil die besonderen politischen Verhältnisse es jedem Beamten zur Pflicht machen, mit seiner eigenen politischen Überzeugung übereinzustimmen. Nach dem nationalliberalen Kandidaten Major Witmann wurde nahegelegt, von der Kandidatur zurückzutreten. Gemeinlich wurde gesagt, dass der Kandidat für die nationalliberalen Partei nicht beizutreten, weil er in der Provinz Posen ein konservatives Parteiregiment haben, und widerspricht der neuartigen Erklärung des Ministerpräsidenten, dass Beamten in Ausübung ihrer staatsbürgerlichen Rechte nicht bestraft werden sollen. Wir verlangen Aufklärung, damit wir die Konsequenzen daraus ziehen können. Es liegt an der Regierung, unter Vertrauen zu ihr wieder herzustellen. (Weiß links.)

Minister des Innern v. Moltke schied sich aus, indem er die Vorgänge bei der Wahl in Kolmar-Garnison, die schließlich zur Auflösung der nationalliberalen Kandidatur führten und führt dann aus: Der

Die Wahlrechtsdemonstrationen in Berlin.



Die Wahlrechtsdemonstration in Berlin. Ablenkung des Zuges in der Wilhelmstrasse vom Reichskanzlerpalais durch die Polizeikräfte.

Gegen die neue Wahlrechtsvorlage haben in ganz Preußen am Sonntag große, von der Sozialdemokratie veranstaltete Kundgebungen stattgefunden. Im Ganzen sind diese Demonstrationen ohne größere Ausschreitungen verlaufen, nur in Halle und Duisburg ist Blut geflossen. In Halle sind über 10 Verletzte in der dortigen Klinik verbunden worden; zur Unterstützung der Polizei im Kampfe gegen den „inneren Feind“ hatte man Infanterie herangezogen. Am

größten, zugleich auch am imposantesten waren die Kundgebungen in Berlin. Gewaltige Demonstrationen fanden hier statt; die Zahl der Teilnehmer wird auf über 150 000 geschätzt. Trotz dieser riesigen Menschenmengen sind nur geringfügige Zusammenstöße erfolgt, obgleich die Polizei vollständig auf den Straßen und die gesamte Berliner Garnison in Bereitschaft war.

Deutsche Wahlvereine wurde durch das Vorgehen der Nationalliberalen ausgeschaltet und dadurch das Zusammenhalten der deutschen Parteien verhindert, so daß der nationale Besitzstand gefährdet war. (Widerpruch links.) Von einer Drangsalierung der Beamten kann nicht die Rede sein. Der Regierungspräsident erklärte dem Schulinspektor nur, daß er durch sein agitatorisches Auftreten die Wahl des deutschen Abgeordneten nicht in Frage stellen wolle. Ähnlich verhält es sich mit dem Vordirektor Funk. Was der Ministerpräsident über das Verhalten der politischen Beamten sagt, gilt auch für mich als Richter. Im Staatsinteresse muß dagegen eingeschritten werden, wenn ein Staatsbeamter für einen Nationalpolitiker direkt eintritt. Die Ausübung des Wahlrechts wurde hier nicht verweigert, und von einer Wiedereingliederung war überhaupt nicht die Rede. Es handelt sich hier ausschließlich darum, daß der Oberpräsident und der Regierungspräsident sich auflösten an einige Beamten wandten und sie warnten, für die Polen zu stimmen. Den Ausbau der nationalliberalen Partei in Polen zu gestören, liegt durchaus nicht in der Absicht der Regierung. Die nationalliberale Partei war der Regierung stets eine treue Stütze bei der Sozialpolitik. Hoffentlich bleibt die Partei sich auch in Zukunft ihrer nationalen Pflichten bewußt und stellt diese höher, als die Interessen und Wünsche der einzelnen Parteien. (Weiß rechts.)

Abg. v. Diebstein (konl.): Dem Verhalten des Oberpräsidenten gegenüber der Bevölkerung bei der Wahl in Kolmar-Garnison sind wir dank schuldig. In keinem Falle erfolgte eine Verletzung der Beamten. Die Freiheit der Ausübung der politischen Rechte findet ihre Grenze an der Pflicht gegen die Nation. Der von den nationalliberalen Beamten unterzeichnete Wahlauspruch ist von Angriffen gegen die Konstitution. Die Beamten haben ihre Amtspflichten unter dem Aufpruch geleistet. (Der Redner verliest die Unterfertigten. Zuruf des Abg. Dr. Diebstein (Soz.): „Sie denuncieren!“). Nein, der Redner, das Denunzieren überlasse ich Ihrer Ehre.

Vizepräsident Dr. Krause ruft den Abg. Diebstein zur Ordnung.

Abg. Diebstein bittet, auch den Redner wegen des Ausdrucks Sippa zur Ordnung zu rufen.

Abg. Rogalla v. Diebstein: Wenn ich mich mit dem Ausdruck „Sippe“ vergewissen haben sollte, nehme ich ihn zurück. Ich bedauere die aggressive und die ganz unangenehme Tonart des Abgeordneten Friedberg. Sie erschwert unseren persönlichen Verkehr mit den Nationalliberalen bei einer so wichtigen Vorlage wie die Wahlreform. Wir befinden uns bei dieser Interpellation in voller Uebereinstimmung mit der Haltung des Ministers. (Beifall rechts.)

Abg. Diebstein (freil.): Die Regierung war im Recht, wenn sie gegen die Verletzung der in dem genannten Wahlkreis vorgeht. Das Vorgehen der Regierung war nicht gegen die nationalliberale Partei als solche gerichtet. Der Vordirektor möge sich hüten, einen Keil zwischen den nationalen Parteien in Polen zu treiben.

Abg. Kronsohn (freil. Vp.): Jede Beschränkung der Wahlfreiheit der Beamten mißbilligen wir, die Verhältnisse waren hier aber anders als der Abg. Friedberg sie schildert. Von einem einseitigen konservativen Parteiregiment des Oberpräsidenten kann nicht die Rede sein.

Abg. Well (Zentr.): Wir stehen auf dem Standpunkt der Interpellanten. Die ganze Sache zeigt, wie gefährlich es ist, wenn der Regierung das Recht zu stehen soll, einfluß auf die politische Betätigung der Beamten auszuüben.

Abg. Wittala (Vole): Die Beamten zu Dienern des Staates zu machen, ist gefährlich.

Abg. Friedberg (nat.-lib.): Die Tatsache bleibt bestehen, daß den Beamten die politische Betätigung während der Wahl unterbunden wurde. Wir hoffen, daß der Beamtenapparat zukünftig wieder unparteiisch arbeitet. Auffallend war mir, mit welcher Wärme sich der Herr Kollege Kronsohn des Oberpräsidenten von Posen annahm. (Beifall rechts.) Dem Abg. v. Diebstein sind Sprichwörter, wie: Wer im Glas haust, soll nicht mit Steinen werfen, fast auf den Kopf geschmettert. Der Abg. v. Diebstein hat ein — geheimes, wie er zwar gleich einwenden wird, aber das verschlimmert noch die Sache — Mundschreiben an die Vertrauensmänner seines Kreises erlassen, in dem er ausführt, die Nationalliberalen wären die schlimmsten Feinde der Landwirtschaft und müßten in der allergründlichsten Weise bekämpft werden. (Zuruf links bei den Nationalliberalen.) Wer solche Behauptungen aufstellt, die ich nicht näher charakterisieren will, hat nicht das Recht, sich über die Agitation anderer zu beschweren. (Beifall Zustimmung bei den Nationalliberalen.) Die Erklärung des Ministers erkennen wir als durchaus entgegenkommend an. Er hat vollkommen Unparteilichkeit zugelegt. Er möge es aber bei diesen Ausführungen nicht beenden lassen, sondern sie auch zur praktischen Durchführung innerhalb unseres Beamtenums bringen. (Zuruf gut! links.) Wenn der Minister Besserung erreicht, werden wir ihm ganz besonders dank

bar dafür sein, daß er der erste Minister hier gewesen ist, der mit seiner Hand diese Besserung durchgeführt hat. (Beifall rechts links.)

Darauf wurde die Aussprache geschlossen. Es folgt die zweite Lesung des

Gesetzes der Zölle und der indirekten Steuern.

Auf Anregung des Abg. v. Pappenheim erwidert Finanzminister v. Helldorf: Unserer Zollverwaltung gebührt große Anerkennung, daß sie ohne Vermehrung des Beamtenkörpers die großen Aufgaben erfüllt, die ihr aus der Reichsfinanzreform erwachsen. Bedauerlich ist, daß Preußen für die Erhebung der Zölle nicht nur keine Vergütung vom Reich erhält, sondern noch 12 Millionen Mark jährlich zuschießen muß. Daher ist eine Verringerung in diesem Sinne erforderlich. Auf Anfrage des Abg. Bachmole (freil. Vg.) erwidert der Finanzminister: Den Wünschen der Brauereien und anderer Industrien wird Rechnung getragen werden, damit ihnen das Einleben in die neuen Steuergesetze erleichtert wird.

Nach kurzen Bemerkungen der Abg. Wichmann (nat.-lib.), Wolffowksi (konl.) und Reife (Zentr.) wurde der Haushaltsplan bewilligt.

Darauf vertagte sich das Haus. Mittwoch 11 Uhr: Justizhaushaltungsplan.

Rhodvin Sobaida, frühere Gräfin Török.

Es ist eine interessante Laufbahn, die der ungarischen Gräfin Marianne von Török, der jetzigen Gattin des Khediven von Egypten, Abbas II., beschieden war. Als nunmehrige Khedivin Sobaida erhielt sie den Rang einer Prinzessin, um als solche in den Harem ihres Gatten einer sorgenlosen Zukunft entgegen zu träumen. Die Gräfin ist eine gefeierte Schönheit und abenteuerlustige Dame, welche sich früher als Bühnenkünstlerin, doch mit wenig Erfolg hervorgetan hat. Bald darauf begann sie ihre großen Bergnügungstouren.



Abbas II., Khedive von Egypten.



Rhodvin Sobaida, frühere Gräfin Marianne Török.

sen nach der Riviera und dem Orient um überall durch ihr Auftreten Aufsehen zu erregen. Seit einigen Jahren hält sie sich in Cairo auf, wo sie ihre Reize nach dem Herrscher ausgetrieben hatte, der sie nun als Gattin heimführt. Ob der lebenslustigen Dame, die zum Mohammedanismus übergetreten ist, ein längerer Aufenthalt in dem weltgeschlossenen Harem ihres Gatten besonders gefallen wird, ist kaum denkbar. Vielleicht kommt dann noch ein kleines Skandalchen zum Vorschein. Immerhin liegt diese Liebeshetzel wie ein Märchen von Tausend und eine Nacht.

Gewerkvereinsteil.

Der Streik in den hannoverschen Gassefabriken. In den Betrieben der bekannten hannoverschen Gassefabriken S. Köpfen ist dieser Tage ein in seinen Ursachen und seinen weiteren Konsequenzen interessanter Streik ausgebrochen. Ein Teil der dort beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen hat ohne Kündigung die Arbeit niedergelegt, nach der Fabrikordnung gelten diejenigen Arbeiter, die ohne Kündigung die Arbeit niedergelegen, als entlassen. Die Zahl

der Ausständigen beträgt ungefähr 370, während die Fabrik in der letzten Geschäftszeit etwa 1000 Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigte. Die Fabrik war seit etwa 10 Jahren mit ihrer Arbeiterkraft zufrieden, träge eingegangen, um dieser Gelegenheit zu gedenken, an der Festsetzung der Löhne mitzuwirken. Aus unerfüllbaren Forderungen hat es die Arbeiterkraft indes der Fabrikleitung unmöglich gemacht, den Tarifvertrag wieder zu erneuern; diese hat deshalb neue Lohnsätze festgesetzt, wobei ihr die Lohnzettel einiger der größten Fabriken Hannovers als Vorbild gedient haben. Hiermit ist ein Teil der Arbeiterkraft nicht zufrieden gewesen und deshalb in den Ausstand getreten.

Sydney, 14. Febr. Der Ausstand der Bergarbeiter des Südbreviers ist beendet. Die Bergarbeiter des Nordbreviers werden am 21. Februar die Arbeit wieder aufnehmen.

Vermischtes.

Garmisch, 14. Febr. Gestern Abend explodierte in der Wohnung des Gefängniswärtersvorstehers eine Lampe. Die Küche geriet in Flammen. Zwei Kinder der Familie erlitten so schwere Verletzungen, daß zwei bereits in der letzten Nacht gestorben sind und das dritte hoffnungslos darniederliegt. Ein viertes Kind und ein weiteres kleines Mädchen erlitten geringfügige Brandwunden. Das Elternpaar war verletzt.

Hirschberg (Schlesien), 14. Febr. Bei einem Wintersturm in Krümmen sind mehrere Dampfschiffe auf der vereisten Bahn umgefallen. Einem der Fahrer brach die Steuerung, ein Eisenstück drang ihm in den Unterleib und führte den Tod herbei. Ein anderer Fahrer erlitt zwei Rippenbrüche.

Stuttgart, 14. Febr. In der vergangenen Nacht wurde ein Geisteskranker, der in das Wilhelmshaus mit einem großen Messer eindringen wollte, von dem Militärposten gefesselt und einem Sanitätsmann übergeben.

Paris, 14. Febr. Als im nordfranzösischen Grenzrevier eine Bergarbeiterin ihrem Mann die Wäsche aufnahm, der ebenfalls Gemeinshaft verteilte, schrie der Mann sein kleines Kind der Mutter mit solcher Gewalt vor die Füße, daß das Kind sofort tot war. Der Vater wurde verhaftet.

Paris, 14. Febr. In der Gasse der Gasse von Havre wurden große Desobedienzen beobachtet. Bei den Untersuchungen — es handelt sich um über drei Millionen Franc — waren auch drei Pariser Industrielle beteiligt, darunter der Weingroßhändler Julez, sowie mehrere Solenbeamte.

Paris, 14. Febr. Zu dem Untergang des „General Ganga“ wird aus Palma noch gemeldet, daß man auf offener See einige Rettungsboote und mehrere mit Schwimmtütern versehene Menschen gesehen hat, die sich an Brettern festgeklammert hatten. Ein Boot mit Druckfaden, welches aus Land geschleppt wurde, noch stark nach Rauch. Man nimmt deshalb an, daß es eine Kesselexplosion auf dem Schiff eine Feuerbrunst ausgebrochen ist.

Cannes, 14. Febr. Sechs Torpedoboots, zerstört nach Minorca abgegangen, um die Leichen der mit „General Ganga“ Untergegangenen aufzufinden.

Neuwied, 14. Febr. Großes Aufsehen erregt ein Nord, den der bekannte Bühnenstar Dr. Sydow dem Millionär Obersten Thomas Swope begangen haben soll. Es hat im ganzen Lande große Verwirrung hervorgerufen, daß Dr. Sydow gegen eine Summe von 25 000 Dollar aus der Kasse entlassen worden ist, obwohl die Anklage gegen ihn auf Mord lautet. Ein dazugehöriger Fall steht in den Annalen der amerikanischen Rechtsprechung bisher einzig da. Bemerkenswert ist, daß sich der Zustand der Frau Dr. Sydow, die unter den gleichen Umständen erkrankt war wie der Oberst Swope, seitdem ihr Mann verstorben war, gebessert hat. Es hat sich herausgestellt, daß der Tod des Millionärs durch Strichlähmung erfolgt ist.

Santiago de Chile, 14. Febr. Der in der Magelaensstraße, westlich der Insel Guambin gelegene englische Dampfer „Lima“ (nicht „Lucia“) ist vollständig verloren, dagegen sind die an Bord befindlichen Personen, 44 Passagiere und 38 Mann Besatzung, anscheinend vollständig unverletzt. Der Dampfer „Lima“ befand sich auf der Ueberfahrt von Liverpool nach Callao. Die Besatzung schlug mit großer Gewalt über das Wrack. Es ist sehr zweifelhaft, ob die Hilfe noch zur rechten Zeit kommt.

Schwarzer Schnee. Zu den vielen Wundern der Natur, deren sich der böse Gallego-Komet zu Gunsten seines Zusammenfalls mit Mutter Erde hat zu schmecken lassen, gehört nun auch die Wahrscheinlichkeit, daß in den nordnordwestlichen Breiten der jüngst gefallene Schnee seine gewohnte blühende Anmut verliert und in traurigen Schwarz gehandelt hat. Das Phänomen ist auffällig zu Beginn der Woche an verschiedenen Orten im Bereich des Jubbals El und in der Umgebung von Dornschöps bemerkt auf, was der kältesten Bevölkerung Veranlassung bot, sich ungeschwätzt in physischen Betrachtungen über die allumfassende Tätigkeit des bösen Kometen zu ergehen. Dem daß der schwarze Schnee nichts anderes als die verbrannten Kohlenstoffe im Schmelz des ungeliebten Gesteins darstellt, unterläßt natürlich keinen Zweifel. In der Stocholmer Wetterkarte ist man anderer Ansicht, und schreibt die Erscheinung der Tälteit eines der isländischen Ströme zu, deren vulkanische Höhe vom Weltwind nach der nordnordwestlichen Küste übergeführt worden sein dürfte.

Man entleere ein Paket Quaker Oats auf den Tisch.

Das überraschend grosse Volumen beweist am besten die Preiswürdigkeit dieser kräftigen Nahrung. Ergiebigkeit ist eine Haupteigenschaft von Quaker Oats.

Nur in Paketen

64

gelegentlich vorsichtig, damit Sie sich die Hand nicht verbrennen. Ohne vernünftigen und rechtsgültigen Grund ist niemand befugt, seine natürlichen Erben zu übergehen und der Graf Gerasimo könnte eventuell seine Ansprüche mit Erfolg geltend machen."

"Die rechtsgültigen Gründe fehlen dem Grafen Stammel leider nicht," entgegnete Robines, "und er hat dieselben auch in seinem Testament angeführt. Hat er doch gerade deshalb das Erbschaft nur unter Privatunterschrift ausgestellt: verhehlen Sie wohl!"

"Gewiß gewiß! Ich habe allerdings von einigen Jugendfreunden des Grafen Gerasimo reden hören; es bleibt mir aber noch immer unverständlich, wie der Graf Dionisius Stammel ihn deshalb enterben konnte."

"In meinem Interesse liegt es nicht, den Neffen anzufügen," bemerkte Robines. "Andererseits haben Sie auch kein Recht, den Grafen Dionisius wegen seiner Handlungsweise zu tadeln. Gerasimo hat den hochgeachteten Namen der Stammel vollständig entehrt. Er ist nicht nur wegen Diebstahls eingekerkert worden — ein schwerer Schlag für das Herz seines Oheims. Diese Schande warf den alten Herrn auf das Schmerzenslager, welches er wahrscheinlich nur verlassen wird, um ins Grab zu steigen. Andererseits vermochte der junge Mann durch die rührenden Briefe des Oheims zu weichen und dessen Absichten nach und nach zu überwinden; in seinen Briefen verprieß er Reue und Besserung; der Graf verzicht ihm und erlöste ihn aus dem Gefängnis. Auch die Freunde des Oheims öffneten dem Neffen wieder ihr gastliches Haus. Besonders nahm der reiche Kaufmann Vorates, ein vertrauter Freund des Grafen Dionisius, den reuigen Gerasimo wie einen Sohn des Hauses auf. Da reiste Vorates eines Tages nach Corcora und ließ den jungen Mann, der gerade zum Besuch bei ihm verweilte, allein zurück. Und als er zurückkam, war der Gast verschwunden; sämtliche Türen und Türen des Kaufmanns waren gänzlich ausgepackt. Dieser Diebstahl führte den Unglücklichen in Armut und in die Schande des Bankrotts. Denken Sie sich das allgemeine Aufsehen, als man erfuhr, daß Vorates, anstatt die Entdeckung der Diebe mit Energie zu betreiben, auf alle Nachforschungen verzichtete und sich natürlich dadurch dem Verdacht eines betrügerischen Vantrotts aussetzte! Aber ahnen Sie, weshalb der edle Mann seinen rabelosen Aufopferte, seine Familie der Armut preisgab und es vorzog, in der Verborgenheit zu leiden? Er tat dies, um einem Greise, seinem kranken Freunde, nicht das Herz zu brechen! Seit jener Zeit nahm die Kränklichkeit des Grafen einen tödlichen Charakter an; denn er kannte den Dieb, das geheime Leid seines Freundes Vorates, und sein Entschluß stand fest, den Schuldigen zu enterben und auf indirektem Wege dessen Verbrechen zu sühnen. Jetzt wissen Sie Alles, Herr Tapas, jagen Sie nun, daß Sie mir die erwähnte Summe verschaffen können; ich werde sie in einigen Tagen abholen."

Robines schweig, aber auch der Notar sah regungslos da und frugte den Kopf in beide Hände, wie in diesen Gedanken verlor. Plötzlich hörten Beide vom benachbarten Zimmer her den Klang einer Gitarre, und ein zweistimmiges Lied erklang, von dessen Refrain nur folgende Worte vernehmlich waren:

"In den Wäldern verweilt die Silberpracht,
Der Mond verweilt im Dunkel."

Tapas warf einen verwirrten Blick um sich her, als er wahrte er aus tiefem Schlafe; wie nun aber sein Blick auf Robines fiel, schloß er plötzlich wieder zum vollen Bewußtsein zu kommen und sagte:

"Ah, mein Lieber, wegen der Anteihe? Es geht, es geht. Morgen wollen wir mehr davon reden, wir werden uns schon einigen. Heute Abend aber habe ich noch ein kleines Geschäft abzuwickeln. Auf morgen also, werter Herr!"

Mit diesen Worten erhob er sich, und Robines nahm Abschied.

"Meine Empfehlungen an den Herrn Grafen Stammel!" rief ihm Tapas noch nach, dann aber fügte er mit leiser Stimme hinzu: "Ah, wir werden sehen, wer Erbe wird."

Hierauf schritt er langsam den Korridor entlang und öffnete die Türe des Fremdenzimmers.

2. Die schöne Erbschaft

Mit gekrümmten Armen blieb Tapas auf der Schwelle stehen. Er hatte seine Blicke auf die Stiege geschoben und bestaunte seine forschenden Blicke auf ein Paar, welches auf dem Sofa Platz genommen hatte. Ein schönes blondes Mädchen mit blauen Augen und einem fast schwermütigen Gesichtsausdruck sang mit harter Stimme ein Volkslied, während ein in nachlässiger Haltung in der andern Sofaecke lehrender junger Mann die Sängerin mit seiner Stimme und mit der Gitarre begleitete.

"Wie gefällt dir dieses Lied, meine Liebe?" sagte der junge Mann, sein Spiel unterbrechend. "Ich habe es von Tamburini erhalten und es der Primadonna des Carltheaters"

zu Neapel oft vorgesungen; sie konnte es kaum anhören, ohne den Verstand zu verlieren."

Zu diesem Augenblick bemerkte er den im Schatten der Türe stehenden Notar.

"Guten Abend Herr Tapas," rief er diesem zu; "es ist eine Schande, daß Sie nicht früher gekommen sind, um mein schönes Lied mit anzuhören. Sie kommen sehr spät, die Geschäfte haben Sie heute lange aufgehalten."

"Und Euer Gnaden sind sehr früh gekommen," antwortete Tapas finster.

"Sehr früh, jagen Sie? Der alte Papa ist sehr lebenswichtig! Wissen Sie auch, woher ich komme? Direkt von Corfu! Sie suchen zwar die Ächeln, aber beim heiligen Gerasimo — es ist wahr! Vor zwei Monaten bestellte ich ein schönes Pferd und weckte damals mit dem Oberst Redout und seinen Offizieren, daß ich sie sämtlich auf einem Ritt von Sigouri bis Phalarades um wenigstens fünf Minuten überholen würde; im Falle des Versäumnisses mußte ich an irgend einem Orte ein Diner bezahlen. Zehn Tage später brachte man mir eine Stute, die ich mit achthundert Zertini bezahlte, oder vielmehr bezahlte wurde, wenn ich erst weiß, wovon. Sehen Sie, alter Papa, Sie wären imstande, das Tier zu füttern, wenn Sie es sähen, so schön ist es! Vorgeföhren ging also das Reiten los, und mein Pferd slog wie der Wind allen Kennern voraus; doch als wir beim nächsten Dorfe ankamen, scheute die Hege an irgend einem Gegenstande, machte einen jähen Seitensprung und warf mich ab, infolge dessen der kühnliche Ordonnir mir vorkam. Hätten die Offiziere mich nicht zurückgehalten, ich würde der launigen Bestie eine Kugel durch den Kopf gejagt haben. Gestern habe ich nun mein Diner bestellt, und zwar ein Diner — nun Sie kennen ja Geschichte — seit der Zeit, daß die Phäaken den Odysseus bewirteten, haben die sieben Inseln kein solches Fest gesehen. Tofayer wurde getrunken, wie der Palatin von Ungarn seinen besten trinkt."

"Profit die Nachtzeit!" murzte Tapas vor sich hin.

Gerasimo fuhr fort.

"Der Oberst Redout mit seinen Offizieren ist also zu Corcora, und ich bin ihnen ein Diner schuldig; es wird daher eine Golette gemietet und mit Wein und Delikatessen besetzt. Doch ich hatte seit zwei Tagen Marina nicht gesehen. Was tue ich also? Während die Golette mit den Offizieren sich auf die Fahrt nach Corcora macht, benötige ich die eindringende Dunkelheit, um unbemerkt in einem Kabin nach Argosoli zurückzukehren; ehe es aber Tag wird, bin ich schon wieder auf offenem Meer. Mein Diner soll Aufsehen erregen, alter Papa! Alle Zeitungen der sieben Inseln würden davon berichten, wenn die sieben Inseln überhaupt Zeitungen hätten. Haben doch die Zeitungen von Neapel einen ganzen Monat hindurch spaltenlange Artikel über ein Gabelfrühstück gebracht, welches ich infolge einer Wette zu Pompeji gab."

"Beforge unser Abendbrot, Marina," sagte Tapas, und als sich das junge Mädchen entfernt hatte, wandte er sich wieder zu seinem Gast:

"Sie haben sich also in Neapel sehr gut amüsiert, Herr Graf?"

"Das können Sie glauben; es war ein herrliches Leben dort!"

"Warum haben Sie denn das herrliche Leben im Stiche gelassen?" bemerkte der Notar mit satirischem Lächeln.

"Ah so! ... Ja, das ist eine eigentümliche Sache, Herr Tapas, und läßt sich schlecht erklären. Wegen meiner Grundfuge geriet ich in Konflikt mit der neapolitanischen Regierung. Als Liberaler wurde ich scharf überwacht, und man versuchte sogar, mich als Carbonaro einzufesteten! Ergebnissen Diener! Ich gehöre nicht zu denjenigen, die sich hinter Schloß und Riegel sperren lassen! Ich zerbrach daher meinen Käfig und slog wieder zu meinem Neffe."

"Sie sind ja ein rechter Spaßvogel und haben Recht dabei getan, Herr Graf! Aber warum sind Sie nicht in Ihrem Neffe geblieben und haben Ihre Eier ausgebrütet? — Apropos, haben Sie nichts von einer anderen Geschichte gehört? Als Sie kaum fort waren, hat man die Kasse des beflaggenwerten Vorates erbrochen und dem Ärmsten fast nichts übrig gelassen. Haben Sie davon nichts erfahren, Herr Graf?"

"Und wenn ich davon gehört hätte!" versetzte der jonische Graf ungestüm. "Bin ich etwa der Wächter von Vorates Kasse?"

Feierstunden

Blätter für Unterhaltung und Belehrung.

In letzter Stunde.

Roman von Hugo Ebersbach.

„Können mich nicht abbrechen.“ erwiderte rasch der Fremde „Wer ist der Eigentümer?“

„Herr Mathias Granewald; er hat nach dem Tode des letzten Eigentümers das Haus übernehmen müssen, weil er der Hauptgläubiger war. Da in der Versteigerung niemand darauf bieten wollte, so ist es ihm zu einem Spottpreise zugesprochen worden, und ich glaube Ihnen die Versicherung geben zu können, daß er das Haus billig veräußert wird.“

„Wenn es so lange unbewohnt war, dann wird es wohl eine namhafte Summe kosten, das Haus wieder wohnlich zu machen?“

„Wenn Sie es besichtigen wollen, so kann der Wunsch sofort erfüllt werden; ich besitze die Schlüssel.“

„Das ist mir sehr angenehm.“ erwiderte der Graf. Die alte Dame nickte zustimmend und holte die Schlüssel aus einem Schränkchen.

„Herr Granewald hat sie mir zu diesem Zweck übergeben.“ sagte sie, während sie die Tür öffnete; „ich machte im vorigen Jahre zuletzt Gebrauch davon. Solid gebaut ist das Haus, auch im Innern wirklich recht bequem eingerichtet; wenn nur nicht alle diese grauenhaften Erinnerungen sich daran knüpfen!“

Traufen schloß der Diener sich den beiden an. Der Graf wechselte mit ihr einige Worte in fremder Sprache, die Frau Helwig nicht verstand.

Das Eitertor freizogte in seinen Angeln, und der Weg, welcher durch den großen, verwilderten Garten zum Hause führte, war vom Regen durchweicht und von Unkraut überwuchert. Sie traten in das Haus und durchdrachten langsam alle Räume: in jedem Zimmer wies Frau Helwig auf eine Erinnerung hin.

„Hier lag die Leiche der Haushälterin.“ sagte sie in der Küche, auf die Steinplatten deutend, die vor dem gemauerten Herde lagen. „In dem Zimmer nebenan ist der alte Herr ermordet worden, während er vor dem Schreibtisch saß, ich glaube man kann noch Blutspuren sehen.“

Der Graf lächelte und sein Diener zuckte geringschuldig mit den Achseln: auf die Beiden schienen diese Mitteilungen keinen Eindruck zu machen.

„Hier war das Schlafzimmer des jungen Ehepaares.“ nahm die alte Dame im oberen Stockwerk wieder das Wort; „hier tobte der Jüngling, den vier starke Männer nicht zu bändigen vermochten.“

„Wenn man die Wand zwischen diesem und dem anstoßenden Zimmer niederlegt, so wird dadurch ein großer Saal geschaffen.“ erwiderte der Graf ruhig.

„In dem anstoßenden Zimmer hat der letzte Eigentümer seine Gattin ermordet.“

„Was schadet das?“ scherzte er, an's Fenster tretend, um einen Blick hinaus zu werfen. „Mich stören diese Erinnerungen nicht, und meine Gäste werden sich nicht dadurch zurückschrecken lassen. Kaufe ich das Haus, so muß hier manche Veränderung getroffen werden; ich beabsichtige nicht, in diesen Räumen das Leben eines Einsiedlers zu führen.“

In der Dachkammer zeigte ihm Frau Helwig den Haken, an dem die Leiche des letzten Eigentümers gehangen hatte; der Diener erkaskte ihn, ohne ein Wort zu erwidern, und brach ihm ab, dann warf er das Stück Eisen zum Fenster hinaus.

„Ja sehen Sie, welchen Wert wir auf solche Dinge legen.“ sagte der Graf in gleichgültigem Tone; „wir kennen beide keine Geistesfurcht. Jetzt wollen wir noch die Kellerräume besichtigen; bleiben Sie nur ruhig hier oben, Madame, wir finden den Weg schon allein.“

Die alte Dame schüttelte das Haupt; wachendes Enden sprad aus jedem Zuge ihres treuerhizien Gesichts.

„Von diesem Keller erzählt man seltsame Dinge.“ nahm sie nach einer Pause wieder das Wort; „eine Halskettenschnur soll vor langer Zeit darin gehaust haben; man behauptet, er enthalte ein geheimes Versteck mit einem besondern Ausgang.“

Graf Krasinski lachte und bat die Dame noch einmal, oben zu bleiben; dann stieg er mit seinem Diener die Kellertreppe hinunter.

Eine lange Zeit verstrich, ehe die Beiden zurückkehrten; der Graf trat in den Garten hinaus und besah seinem Diener, ihn vom Stabe zu reinigen.

„Es ist sehr kühl da unten.“ sagte er, „ein vorzüglicher Weinkeller. Wenn das Haus gründlich gesäubert und gereinigt ist, wird es schon anders aussehen; einige Veränderungen sind freilich nötig, und Geld wird's kosten, aber ich denke, das Alles kann in dieser guten Jahreszeit rasch gemacht werden, so daß ich meinen Einzug nicht allzulange hinauszuschieben brauche.“

„Sie sind also entschlossen?“ fragte Frau Helwig, noch immer ungläubig.

„Natürlich.“ sagte er, während er an ihrer Seite langsam hinstieg; „ich werde es kaufen, wenn ich es billig erwerben kann. Die Straße hier ist wohl sehr still.“

„Außerordentlich; außer der Schulschule, die ihren Tummelplatz hat, sieht man selten einen Menschen.“

„Um so besser, ich liebe die Stille.“

„Sie erklärten vorhin, nicht das Leben eines Einsiedlers führen zu wollen.“

„Gewiß nicht, ich werde Besuche machen und empfangen.“ erwiderte er, indem er stehen blieb. „Und nochmals besten Dank für Ihre lebenswürdige Freundlichkeit und auf baldiges Wiedersehen!“

Er nahm den Hut ab und schied mit einer leichten

Verbeugung, und die alte Dame sah ihm nach, bis er in eine andere Straße einbog und ihrem Blick entschwand. Gedankenvoll kehrte sie in ihr Haus zurück und ging in die Küche, um nach dem Mittagessen zu gehen; ihr Bruder und ihr Sohn mußten in einer halben Stunde eintreffen, und die beiden Herren waren an Pünktlichkeit gewöhnt.

„Ein polnischer Graf war der Herr?“ fragte das Dienstmädchen mit unverkennbarer Neugier. „Der Burche sagte mir, sie wollen das Mordhaus laufen, aber ich kann's nicht glauben.“

„Es ist unglücklich“, erwiderte Frau Helwig zerstreut.

„Der Burche heißt Michael, er ist auch ein Pole, man hört's ihm nicht an, er spricht so gut deutsch, wie wir beide“, fuhr das Mädchen resigelt fort. „Er sagte mir, sein Herr sei furchtbar reich, und wenn er das Haus laufe, dann würde es hier lebendig werden. Früher haben sie in Paris gewohnt, aber da gefiel es ihnen nicht mehr, und nach Polen dürfen sie auch nicht zurück, sonst werden sie nach Sibirien geschickt.“

„Das Alles hat Dir der Mann in der kurzen Zeit gesagt?“ fragte die alte Dame mißtrauisch. „Er scheint Dir ja sehr gefallen zu haben.“

„Ganz und gar nicht, aber sein Herr ist ein schöner Mann!“

Frau Helwig gab keine Antwort darauf, sie verließ die Küche und ging in's Wohnzimmer, um die Tafel zu decken. Kaum hatte sie dieses Geschäft beendet, als die beiden Herren mit gewohnter Pünktlichkeit sich einfanden.

Rudolf Helwig, der einzige Sohn der Dame, war ein hübscher junger Mann im Alter von etwa fünf- undzwanzig Jahren. Ein blonder Schnurrbart beschattete die Lippen, sein frisches, bühnenes Gesicht hatte die offenen treuerzigen Züge der Mutter.

Es gab viel zu erzählen an diesem Mittag: der Buchhalter berichtete die Verhaftung Hugo's, Frau Helwig teilte ihre Unterredung mit dem polnischen Grafen mit; beide Ereignisse wurden lebhaft besprochen.

Die Angelegenheit mit dem polnischen Grafen war bald erledigt, die Verhaftung Hugo's hingegen beschäftigte die Gemüter noch lange.

„Doktor Leitenring wird jedenfalls mit der Verteidigung beauftragt werden“, sagte Rudolf, nachdem das Dienstmädchen den Tisch abgeräumt und die beiden Herren sich Zigarren angezündet hatten, „er ist der beste Freund des Lieutenant Winkels.“

„Und der Lieutenant hatte seinen Bruder in dieses Unglück hineingeritten“, erwiderte Starke unwillig, „das ist meine feste Ueberzeugung. Hugo Winkel hat seiner Familie stets Opfer gebracht, um die Spielschulden des Bruders hätte er sich nicht kümmern sollen.“

„So groß sollten die Spielschulden gewesen sein?“ fragte seine Schwester bestürzt.

„So groß vielleicht nicht, aber streckt man einmal die Hand nach der verbotenen Frucht aus, dann nimmt man, soviel man bekommen kann.“

„Freilich, es ist eine fatale Geschichte“, sagte Rudolf, den blauen Rauchwölkchen seiner Zigarre gedankenvoll nachblickend. „Der alte Grunewald läßt nicht los, bis er seinem Opfer die Kehle zugeschnürt hat, und für einen Offizier ist es doppelt gefährlich, von der Gnade eines Mannes abzuhängen. Die Wucherer verlangen neben dem Wechsel oder Schuldschein auch noch einen Ehrenschein, und dem Offizier ist es streng verboten, solche Scheine auszustellen; fällt der Ehrenschein in die Hände des Regiments-Kommandeurs, so muß der Lieutenant seinen Abschied nehmen.“

„Dann sollte der Lieutenant sich vor Schanden und ramentlich vor Spielschulden hüten“, brummte der Buchhalter. „Wer hat Dir das alles gesagt?“

„Doktor Leitenring.“

Der alte Herr blies einige Rauchwolken vor sich hin und bestierte den Blick erwartungsvoll auf seinen Neffen.

„Kannst Du Dich noch immer nicht entschließen, die Schreitstelle bei dem Advokaten zu quittieren?“ fragte er. „Es muß eine trodene Arbeit sein, und auf eine gesicherte, sorgenfreie Existenz darfst Du dabei auch nicht rechnen. Wie ganz anders und weit angenehmer würde Deine Zukunft sich gestalten, wenn Du meinem Rate folgen und in unser Bankgeschäft eintreten wollest! Jetzt ist wieder eine Bilanz in unserem Hause: der Herr Commerzienrat würde Dich auf meine Empfehlung hin sofort engagieren, und unter meiner Anleitung könntest Du nach einigen Jahren meinen Posten übernehmen. Reizt Dich das alles nicht? Du solltest es Dir doch überlegen.“

„Ueberlegt habe ich es mir, Onkel“, erwiderte Rudolf kopfschüttelnd; „ich bin Dir gewiß von Herzen dankbar für Deinen Rat, aber befolgen kann ich ihn nicht. Ich wäre undankbar, wenn ich den Doktor Leitenring jetzt verlassen wölte, der mir so viel Freundschaft erwiesen hat.“

„Was was, er findet immer einen Schreiber!“

„Aber ich bin ihm mehr als nur ein Schreiber, ich bin ihm ein Gehülfe und nach einigen Jahren werde ich selbständig auftreten können. Auch gefällt mir gerade dieses Fach: ich habe meine Freunde an den juristischen Epistulanten, und was die finanzielle Frage betrifft, so darf ich mit meinem Einkommen zufrieden sein. Ein guter Buchhalter würde ich niemals werden, dazu fehlt mir die Ruhe und Geduld; nimm es mir nicht übel, daß ich meine Meinung offen ausspreche, ich meine es sei ehrlicher, als damit hinter dem Berge zu halten.“

Die Stirne des alten Herrn zog sich in Falten. „Ich fürchte, Du urteilst sehr rasch und sehr leichtfertig“, sagte er; „das ziemlich ungebundene Leben mag Dir jetzt wohl besser behagen, aber die Zeit kommt auch einmal, in der Du Deinen eigenen Herd gründen willst; dann möchtest Du wohl zu der Einsicht gelangen, daß Dein Einkommen dazu nicht ausreicht. Ich würde unter allen Umständen das Solice dem Unstüchen vorziehen, wenn es mir anfangs auch schwer fiel.“

„Rudolf muß das ja selbst wissen, August“, unterbrach ihn seine Schwester begütigend; „es hat nicht jeder das Zeug in sich, ein tüchtiger Buchhalter zu werden. Er ist noch jung, und der Doktor Leitenring hat selbst mir gesagt, ich brauche mir keine Sorge um seine Zukunft zu machen; also wollen wir ihn seinen Weg gehen lassen und das Beste hoffen.“

„Du bist eine recht brave Frau, Marie“, erwiderte er, „aber ich habe Dir schon oft gesagt, Dir fehlt die Energie, und Deinem Sohne fehlt sie auch. Wir wollen nicht weiter darüber streiten — des Menschen Wille ist sein Himmelreich — und ich kann Rudolf nicht zwingen, meinem wohlgemeinten Rat Folge zu leisten.“

Wie gesagt, die Gelegenheit wäre augenblicklich günstig, und ich bin bereit, ihm die Stelle zu verschaffen. Wenn die Untersuchung gegen Hugo Winkel auch im Laufe verlaufen, oder er selbst freigesprochen werden sollte, zu uns darf er nicht zurückkehren; der Commerzienrat vergibt ihm diesen Vertrauensbruch niemals.“

Damit hatte der alte Herr sich von seinem Sitz erhoben. Er ging nur, wie er es in der Regel nach Tisch zu tun pflegte, in seinen kleinen Garten, um sich dort ein halbes Stündchen zu beschäftigen.

„Er meint es gewiß gut“, sagte Rudolf, als er mit seiner Mutter allein war; „aber er sollte doch endlich einmal einsehen, wie nutzlos es ist, immer wieder auf dieses Stedenpferd zurückzukommen.“

Fortsetzung folgt.

Der Notar von Argostoli.

1. Im Bureau des Notars.

In den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts lebte in Argostoli, der Hauptstadt der Insel Kephallonia, der Notar Zapas. Es war ein alter Mann von gebeugter Haltung, mit faulem Haupte und zahllosem Munde; seine grüne Brille verbarg ein Paar sehr lebhafter Augen und einen lauernden Blick.

Eines Tages finden wir ihn gegen Abend in seinem Bureau. Er sitzt in einem alten Lehnstuhl und schreibt, ohne auf die zahlreichen Klienten zu achten, die geduldig warten, bis die Reihe an sie kommt. Wäplich tritt ein junger Mann ein und geht mit etwas unsicheren Schritten auf den greisen Jünger der Themis zu. Zapas läßt ein wenig seine Brille und wirft dem Ankömmling einen forschenden Blick zu. Kaum hat er ihn aber erkannt, so schiebt er die Brille ganz auf die Stirne hinaus, redet die Feder hinter das rechte Ohr und begrüßt den jungen Mann mit den Worten:

„Ah! Sie sind es, Herr Robines? Seien Sie willkommen, mein Herr! Was bezieht der Herr Graf Stannet?“

„Der Graf ist leider noch immer krank“, antwortete der junge Mann; „ich komme auch nicht in seinem Auftrage, sondern wollte von Ihnen eine Gefälligkeit für mich selbst erbitten.“

Bei dem Worte „Gefälligkeit“ zuckte der Alte erschrocken zusammen und ließ unwillkürlich die Brille auf die Nase herabfallen.

„Gut, gut!“ sagte er, „was befehlen Sie? Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Ich brauche in nächster Zeit etwa tausend Florins und möchte Sie bitten, mir diese Summe vorzulegen.“

Der Notar lachte mit dem ihm eigentümlichen, fuchsartigen Ausdruck im Gesichte.

„Tausend Florins!“ sagte er; „beim Bachus! Mein lieber Herr, die Florins findet man heutzutage auf Kephallonia nicht auf der Straße; die Geschäfte gehen schlecht, der Preis der Trauben ist gefallen, und die Linsen sind leer.“

„Ich kenne die Schwierigkeiten, Herr Zapas“, versetzte Robines, „und deshalb komme ich gerade zu Ihnen. Ich bedarf die Summe erst in einigen Tagen, und um etwaige Bedenken Ihrerseits zu heben, erkläre ich Ihnen, daß Sie sich inbetreff der Zinsen und Gebühren durchaus nicht zu sorgen brauchen; ich bin zu jedem Opfer bereit.“

„Ich werde Ihnen meine Unterschrift geben“, entgegnete Robines, „und seine hohe Haltung erinnerte dabei an jenen spanischen General, welcher einst sagte: „Als Unterpfand diene mein Schnurrbart.“

„Ihre Unterschrift? Woh tausend! Wohin denken Sie, Herr Robines, mein Teufel! Ich würde Ihnen das Geld des Kräus geben, wenn ich es hätte; aber die Gläubiger begnügen sich nicht mit Ihrer wertigen Unterschrift.“

„So mögen Sie den Gehalt nehmen, den mir der Graf Stannet zahlt. Wird das nicht genügen?“

„Warum soll das nicht genügen? Aber wissen Sie, was die Kapitalisten sagen werden? Heute haben Sie noch Anspruch auf Ihren Gehalt, morgen aber vielleicht nicht mehr, und schließlich, wenn der Gehalt auch die Zinsen deckt, wo bleibt die Bürgschaft für das Kapital?“

„Der alte Onkel lebt noch, guter Freund“, antwortete Robines lächelnd, „und Kapitalisten sind fand gepfert.“

„Gott lämmert sich um das Schicksal eines sehr wenig“, sagte Zapas, die Äpfel zuckend, „und Sie wissen recht gut, mein lieber Herr, daß er die Wechsel nicht einlöst, die Sie ihm präsentieren. Glauben Sie, mein Teufel, Anleihen sind wurmfressige Säulen; sie sind wie ein Stein, den einer sich an den Hals bindet und der ihn in den Abgrund zieht. Verachten Sie auf die Anleihen und glauben Sie mir: mit anderer Leute Zügeln fliegt man nicht weit.“

„Hören Sie, Herr Zapas“, versetzte Robines mit dem Tone eines Menschen, der eher Geld als gute Ratsschläge nötig hat — „wenn Sie mir die tausend Florins verschaffen, und der Darleiber begnügt sich nicht mit der Anweisung auf meinen Gehalt, so biete ich demselben auch liegende Güter als Pfand an.“

„Woh! Ihr Haus auf Korfu?“ — Dann bedauerte ich, denn auf diese Hypothek erhalten Sie keine zweihundert Florins.“

„Genügt das nicht“, fuhr Robines fort, „so kann ich eine Anzahl auf Kephallonia gelegener Häuser, Weinberge, Güter und Ländereien verpfänden, deren Wert die verlangte Summe auf das Zweifache übersteigt.“

Der Notar wandte sich bei diesen Worten erstarrt nach Robines um und betrachtete denselben von oben bis unten. Robines lachte über das Erschrecken des Alten, trat dann näher und flüsterte:

„Kann ich einige Worte unter vier Augen mit Ihnen reden?“

Zapas wandte sich gegen die übrigen Klienten und sagte: „Meine Herren, kommen Sie morgen wieder, wir werden dann das Geschäft fortsetzen.“

Diese Worte begleitete er mit einer bezeichnenden Handbewegung, welche die Klienten veranlaßte, sich schleunigst zu entfernen. Robines blieb mit dem Geschäftsmann allein im Bureau.

„Run also, wir haben Paläste, Schlösser, lieber Freund; wir sind Millionär, und Sie haben mir bisher nichts davon gesagt“, begann der Notar, seinen Klienten einen durchdringenden Blick zuwerfend. „Wie ist denn dieses Wunder geschehen? Wenn Sie gar einen verborgenen Schatz gefunden haben, so haben Sie doch nicht nötig, Anleihen zu machen?“

„Mein lieber Herr Zapas“, versetzte der junge Mann; „ein Beamter wie Sie ist gewissermaßen als Geheimschatz zu betrachten, und ich kann Ihnen daher ein Geheimnis anvertrauen. Warum ich diese Anleihen machen muß, das wird Ihnen einklinken gleichgültig sein; in den nächsten Tagen werden Sie wahrscheinlich zu einer Amtshandlung berufen werden, die Ihnen alles erklärt.“

„Ich verstehe, bei Gott! Ich gratuliere, Herr Robines. Das reicht ja nach... Beim Bachus! Darf man wissen, wer die Gläubiger ist?“

„Sie werden es erfahren, wenn die Sache geregelt ist.“

„Ah! Geheime Ehe! Ist es das? Und darf man wissen, wie groß die Mitgift ist? Also von dort stammen die Weinberge und Schlösser; aber, mein lieber, Sie werden doch nicht diese Mitgift als Unterpfand stellen wollen?“

„Ich weiß, daß dies nicht geht, Herr Zapas; die Garantie, welche ich Ihnen anbot, stammt auch nicht von einer zu erwartenden Mitgift.“

Nachdem er mit einem Blick das Bureau gemustert hatte, als fürchte er, von Jemand gehört zu werden; neigte er sich zu dem Ofen des Ofens herab und flüsterte:

„Es ist der ganze Reichtum des Grafen Stannet, den ich Ihnen als Unterpfand stellen kann; denn er ist mit zu einem Unterpfand ein. Ich hoffe, daß ich damit selbst die vorzüglichsten Darleher beruhigen können.“

„Was? Sein Unterpfand?“ schrie Zapas laut und sprang, wie von einer Feder geschleudert, vom Sessel auf. Dann ließ er die Brille herab und lehnte sich, wie eine lauernde Raie, mit halbgeschlossenen Augen in seiner Sessel.

„Beim Bachus!“ nahm er wieder das Wort, „der Graf will Sie also zu seinem Erben machen? Schön, sehr schön! Aber, Theurer, sind Sie dessen auch sicher? Ich wüßte nicht, daß er ein deraartiges Testament gemacht hätte.“

„Da haben Sie Recht, Herr Zapas; er hat diese Verfügung auch nur unter Privatunterschrift getroffen.“

„Et, et! Sie sagen mir nicht, wann dies geschehen ist?“

„Erst heute, aber Sie können sich doch denken, daß Niemand etwas davon erfahren darf.“

„Bei Gott, was sagen Sie da? Ein Testament des Grafen Stannet! Beim Bachus, welche Bürgschaft! Aber wir wollen überlegen, Teufel; der Graf hat doch, wenn ich nicht irre, einen Neffen?“

„Dawohl, in Livouri lebt sein Neffe Gerafino.“

„Dieser ist also nicht sein Erbe geworden?“

„Das war schon längst abgemacht“, versetzte Robines, „und glauben Sie mir, mein ehrenwerter Herr Zapas, ich habe alles Mögliche aufgeboten, um seinen Erben auf andere Gedanken zu bringen; es war aber Alles vergeblich, und ich sah endlich ein, daß ich den alten Mann ganz umsonst aufregte und qualte. Als ich ihm erklärte, daß ich mich lieber seiner Ungnade aussetzen, als die Erbschaft annehmen wolle, sagte er zu mir: „Nehme nicht mehr von ihm, meine Dispositionen werden doch nicht geändert; er ist ein Glender, der mit seinem verdrehten Lebenswandel mein Leben vergiftet hat, und er soll sogar meinem Begräbnis fern bleiben.“

„Da aber kann ich mein Erbe, damit mit ruhigem Gewissen annehmen; ich gebe dir mein Erbe, damit es durch dich auf einen Mann übergeht, dem ich es hundertfach schulde, der es aber aus meiner Hand nie annehmen würde.“

Durch meine Vermittlung gelange es an einen Mann, der von meinem gottlosen Neffen um das Gut gebracht worden ist, der aber in seiner heroischen Freundschaft lieber Elend und Schande auf sich nehmen wollte, als mich durch die Enthüllung der Schande meines nächsten Verwandten zu fränken. Wenn du nun meinen Reichtum nicht für dich nehmen willst, so hilf mir wenigstens die heiligste meiner Pflichten erfüllen, damit ich ruhig sterben kann.“ — Sie können sich nun wohl denken, Herr Zapas, daß unter solchen Umständen eine Ablehnung meinerseits nicht möglich war.“

„Bei Gott, der Graf Gerafino...“

„Er ist enterbt und mirt verbietet das Testament ausdrücklich, ihm auch nur den kleinsten Teil des Erbes herauszugeben.“

„Enterbt, gänzlich enterbt!“ schrie Zapas mit frampfhaftem Lachen und sprang vom Sessel auf. „Saubere Geschichte! Ich rate Ihnen indes, mein lieber Robines, seien Sie in dieser An-